

Zwischen Pazifizierung und Brutalisierung

Ein wesentliches Kennzeichen posttraumatischer Belastung sind Symptome, die die übliche menschliche Erfahrung übersteigen. Wächst danach die Kluft zwischen üblicher und unüblicher Belastung, wächst das Risiko einer posttraumatischen Belastungsstörung (PTSD). Was als viktimologische Logik eines Individualrisikos erscheint, verbirgt den gesellschaftlichen Mechanismus des Krankmachens.

Das „Eichmaß“ für das Risiko einer posttraumatischen Belastungsreaktion ergibt sich aus der Abweichung vom allgemeinen, durchschnittlich üblichen Niveau von Belastung. Aber welche menschlichen Erfahrungen gelten in welchen Gesellschaften als üblich?

Ganz offensichtlich unterscheiden sich die Erfahrungen mit Anschlägen in Deutschland, Israel oder dem Irak erheblich. Für die Erfahrungen mit Bandenkriminalität wird sich nicht einmal innerhalb der USA ein einheitliches Üblichkeitsmaß ermitteln lassen.

Noch differenter werden die Üblichkeitsmaße, wenn man vom „Umgang“ ausgeht: Keineswegs alle Gesellschaftsmitglieder haben mit Belastung gleichermaßen Umgang, - im Gegenteil, die Mehrzahl aller „unüblichen“ menschlichen Erfahrungen werden speziellen Dienstpersonalen überantwortet: Polizei, Sozialarbeit, Medizin, Psychologie, Rettungsdienst.

Die Funktionalität dieser Aufgabenteilung löst den ohnehin uneinheitlichen gesellschaftlichen Erfahrungshorizont vollends auf und bewirkt Kontraproduktivität: Was den einen aufgebürdet wird, lässt deren „Üblichkeitsmaß“ steigen, während es bei den anderen buchstäblich und doppelt „versinkt“. Die Mehrheit macht keine Erfahrungen mehr mit den ehemals gemeinsamen Belastungen und hat folglich keine Ahnung mehr, wie man mit deren Übersteigerung umgeht.

Dagegen setzt sich die Annahme durch, dass den Dienstpersonalen das (auf sie abgeschobene) Unübliche gar nichts ausmachen dürfe, da es deren alltägliches Üblichkeitsmaß geworden ist.

Der Differenz von Üblichem und Unüblichem scheint eine Vorstellung vom Psychischen zugrunde zu liegen, die an die Trainierbarkeit eines Muskels erinnert: Je mehr man ihn belastet, desto stärker wird er und umgekehrt. Bleibt man im Bild, so wird die Bevölkerung mehrheitlich immer schlaffer. Bundeswehr, Polizei und Hilfsorganisationen äußern sich so. Sie bekämen Rekruten

und Auszubildende, die - bis auf die Ausnahmen sozial problematischer Herkunft - vollkommen „pazifiziert“ und damit „umgangsblind“ seien gegenüber Gewalt, Entbehrung sowie physischer und psychischer Belastung.

Nichts davon darf toleriert werden, vor allem nicht, wenn in gänzlich unüblichen „Üblichkeitsmilieus“ operiert werden muss - in Afghanistan, im Kosovo, im Drogen-, Menschenhandels- oder Mafiamilieu.

Also muss man möglichst praxisnah ausbilden, besser: grundlegend nachsozialisieren und zwar in die Gegenrichtung. Das erscheint geradezu „pervers“: Wieder wegerziehen zu müssen von den Erziehungswerten, die uns teuer sind - vor allem: Gewaltlosigkeit und Friedfertigkeit.

Kein Wunder, dass manchem Zeitgenossen manche Ausbildungsszenarien der Bundeswehr politisch unkorrekt erscheinen. Geiselnahme, Verhör, Folter, letztlich Töten sollten doch überwunden und nicht ausgebildet werden müssen.

Wie löst man dieses Dilemma? Klar ist, dass man mit den durchschnittlichen Üblichkeitsmaßen unserer pazifizierenden Weiteordnung aussichtslos scheitern muss, sobald ganz andere Üblichkeitsmaße zur Anwendung kommen. Folglich müssen die schlimmsten Üblichkeitsmaße plus „Sicherheitsaufschlag“ das Erziehungsziel und „Entpazifizierung“ die Erziehungs- und Ausbildungsrichtung werden. Doch was tun wir uns und unseren Einsatzkräften an, wenn diese Logik stimmen sollte? Müssen sie desto massiver von unseren Weiten und Normen entwöhnt und damit (re)brutalisiert werden, je unfriedlicher und gemeiner die zu überstehenden Bedingungen ihrer Einsätze sind?

Nicht nur die Kindersoldaten Afrikas und die Veteranen seit Vietnam belegen, dass die Muskelmetapher nichts taugt, auch unsere heimischen Einsatzkräfte werden nicht belastbarer, wenn man die Üblichkeitsmaße hochschraubt. „Belastbarkeit“ ist kein eigenständiges, trainierbares Organ, sondern eine Erlebnisqualität, ein Vermögen, etwas zu können. Doch was und vor allem wie zu können?

Die Muskelmetapher scheint ein gesellschaftliches „Nicht-Mehr-Können“ anschaulich verständlich zu machen: Weil wir mehrheitlich nicht mehr selbst mit Belastung umgehen, können wir auch nicht mehr damit umgehen. Tatsächlich aber schlägt weder bei

der Allgemeinheit noch bei den belasteten Personalen jede, deren Belastbarkeitsniveau übersteigende Belastung in Traumatisierung um. Zu fragen wäre also, wie es zu diesen „Nicht-Umschlägen“ kommt oder besser: Wieso so viele unbeschadet bleiben oder ihre Belastung ganz von selbst überwinden?

Diese Frage unterscheidet sich grundsätzlich vom interventionistischen Anspruch, der sofort fragt, wie Menschen zu behandeln sind, damit sie Erfahrungen, die das Übliche belastend übersteigen, verarbeiten können? Meine zentrale These lautet, dass alle Interventionen so lange als Zufallswirkungen anzusehen sind, solange unbekannt ist, wie die weit häufiger eintretenden Formen von „Unbeschadetheit“ und „Spontanremission“ zustande kommen.

Vor allem anderen wäre also zu klären, wie Traumatisierungsrisiken aus eigenem Vermögen überstanden und/oder bewältigt werden. Nur wenn man dies beantworten kann, verfügt man über eine empirische Grundlage der Verursachung und für Erfolg versprechende Intervention. Forschungspraktisch ist dies nicht trivial, weil in der Regel das Nicht-Gelingen auffällig wird, während das Gelingen buchstäblich niemandem auffällt. Es geschieht einfach oder wird nicht wahrgenommen, weil die Betroffenen weder sich selbst noch den Vorgang des Gelingens beobachten.

Eines zumindest lässt sich bereits vorab sagen: Wo dies „von selbst“ gelingt, reinterpretierten die Betroffenen ihre Belastungserfahrung zugleich mit den Verarbeitungsschemata, mit denen sie sie gemacht haben. Aussagen wie: „Das hat mich zu jemand anderem werden lassen“, oder: „Ich bin nicht mehr der, der ich war“, deuten diesen Zusammenhang an.

Mit der Erfahrung hat sich zugleich der erfahrungsverarbeitende Apparat zu einem höheren Niveau aus neuer Erfahrung und veränderter Erfahrungsverarbeitung integriert. Wie sich dieser Integrationsprozess tatsächlich vollzieht, ist noch aufzuklären.

Ganz sicher jedoch ist diese interpersonale Integration und Reintegration etwas ganz anderes, als ein quasi-muskulärer Ab- und Aufbau zwischen den Polen von Pazifizierung und Brutalisierung. Psychische Belastbarkeit erwächst nicht der Bereitschaft, sich mit Gemeinem gemein zu machen, sondern dem Vermögen, Belastung ertragen zu wollen, weil es aus guten Gründen richtig erscheint.

Diese Dimension einer überindividuellen Weitorientierung als Sinnrahmen von Belastung fehlt bislang ebenfalls in der gesamten PTSD-Diskussion. Ohne eine solche Wertorientierung gelang jedoch noch keinem Betroffenen eine Reintegration. Auch dies sollte den Interventionisten ins Stammbuch geschrieben werden.

